# Der arme Nicki.

**Roman von Ossip Schubin.**

(15. Fortsetzung.)

Und plötzlich theilt sich der schwarze Nebel vor seinen Falkenaugen immer mehr.

Was ist das? Zwischen dem Basar und den anstoßenden Gebäuden gegen die Straße zu eine Bretterwand. So unbedeutend, daß sie keiner früher bemerkt, und dem Brand so nah, daß es ihm unbegreiflich erscheint, wie sie bis dahin unversehrt geblieben ist. Jedenfalls muß sie so vermürbt und ausgetrocknet sein, daß es nicht schwer halten kann, sie niederzureißen. Der Weg von dort führt in's Freie auf die Straße.

„Herr Abbé!" bittet er. Der Geistliche sieht sich nach ihm um. „Wollen Sie die große Gnade haben und meinen jungen Verwandten im Arm halten, während ich versuche, die Bretter niederzureißen? Sollte mir etwas zustoßen, so liefern Sie ihn an der österreichischen Botschaft ab!"

„Sie können sich auf mich verlassen, mein Sohn!"

„Wer hilft?" ruft Sensenberg, aber die Menschen fürchten sich, weil von dem Basar aus ein brennender Pfosten sich darüber neigt, der nach dem Einsturz des Daches stehen geblieben ist. Inmitten dieser dringenden allgemeinen Todesgefahr fürchten sie sich vor dem Pfosten. So geht er allein. Als er an der Palisade zu rütteln versucht, merkt er, daß seine Hände versengt sind, infolgedessen keine Kraft haben. Er nimmt einen Anlauf, wirft sich auf die Palisade —erst bei dem zweiten Ansturm gibt sie nach! —

Die Bretter stürzen.

„Gottlob!" jubelt es aus ihm heraus!

Da — ihm ist, als ob eine flatternde rothe Fahne sich auf ihn niedersenkt —

Er fühlt ein heftiges Brennen auf seiner Wange — aus seiner Erinnerung taucht das Bild eines alten Mannes auf, der ihn in's Gesicht geschlagen hat.

Dann verliert er das Bewußtsein.

Das Lunch in dem hübschen Hotel, das die Emmerich Sensenbergs in der Avenue Gabriele gemiethet haben, war nicht so gemüthlich gewesen wie gewöhnlich. Lori hatte weder gegessen noch gesprochen, Hugo Lodrin hatte zwar gegessen, aber ebensowenig gesprochen und offenbar die ganze Zeit über auf einen günstigen Augenblick gewartet, um seiner Entrüstung Ausdruck zu geben.

Die einzig Unbefangene war die kleine Marion, die bildhübsch aussehend, in ihrem Kleid aus himmelblauem Krepp und mit dem großen, schwarzen Federhut, nichts im Kopf hatte als den Wohlthätigkeitsbasar in der Rue Goujon, den sie heute unter dem Schutz ihrer Tante Elli besuchen und bei der sie die „fine fleur" der Pariser Gesellschaft kennen lernen sollte. Dazwischen hatte sie lustig mit einem sehr hübschen, jungen Attaché, dem Grafen Leonhard Siegburg, kokettirt, d. h., sie hatte sich mit der ganzen Herablassung ihrer siebzehn Jahre von ihm den Hof machen lassen.

Jetzt ist das Lunch längst vorbei. Ein reizender, grün ausgeschlagener Viktoria hat die Gräfin Emmerich und die beiden Lodrins entführt.

In dem großen, mit alten orientalischen Teppichen und italienischen Schnitzereien möblirten Raum, der zugleich das Rauch- und Emmerichs Arbeitszimmer ist, befinden sich Emmerich, Hugo und Lori allein — bis auf den Attaché, der, von den andern halb vergessen, über ein kleines Boulitischchen gebeugt, Depeschen entziffert. Emmerich kritzelt noch hastig ein paar Briefe fertig. Er ist etwas eilig, weil er den Damen versprochen hat, sie späterhin auf dem Basar zu besuchen, und vorher nicht nur seine Korrespondenz erledigen, sondern auch die wichtigen Geständnisse Hugo Lodrins entgegennehmen muß.

„So!" sagt er, nachdem er dem Diener, der auf ein Zeichen der elektrischen Klingel herbeigeeilt ist, das Paket Briefe überreicht, dann zündet er sich eine Havanna an und fragt etwas von oben herab: „Nun, Hugo —was gibt's? Hat sich Hans mit einer Diva der Folies Bergère verlobt, oder hat Marion ihren Zeichenlehrer heirathen wollen?"

„Ach, wenn's nur das wäre", ruft Lodrin verächtlich, „nein — aber Lori — du weißt, daß ich immer viel von Lori gehalten habe!"

„Hattest, wie mir scheint, auch allen Grund dazu!"

„Und nun hat sie meinen Sohn in eine Lage gebracht — wenn Hans sich nicht so taktvoll benommen hätte — er hat meiner Tochter alle Ehre gemacht!"

„Der meinen nicht", sagt Lori, die sehr blaß und sehr gerade mit über der Brust verschränkten Armen in einem hochlehnigen Renaissancefauteuil sitzt.

„Hans hatte doch recht, Emmerich!" ruft Hugo aus.

„Ja! Hans hatte recht", erklärt Emmerich, „aber Lori hatte auch recht — und meine Sympathien sind auf Loris Seite —" und ehe Hugo noch Zeit finden kann, sein Entsetzen zu äußern, fügt Emmerich hinzu: „Ich hätte Nicki meine Hand gegeben!"

„Du, Emmerich? Das könntest du ja gar nicht", schreit Hugo fast, „ein Mensch in deiner Stellung!"

„Das könnte ich ganz gut", erwidert Emmerich, „ich hoff's wenigstens!"

„Die Hand geben, du diesem — einem Menschen aus unsern Kreisen, der — ja einfach gestohlen hat!"

„Hugo!" ruft Lori empört.

Emmerich aber sagt nur ruhig: „Ich glaub's nicht, daß er gestohlen hat."

Aus der Ecke, in der Ardy Siegburg sich noch immer mit seinen Depeschen beschäftigt, tönt's schläfrig: „Ich auch nicht!"

„Hast du ihn nicht aufgesucht?" fragt Lori.

„Natürlich", ruft Emmerich, „dreimal war ich bei ihm, aber ich bin nie vorgelassen worden. Nach dem dritten Mal schrieb er mir in einem kategorischen Brief, er danke mir herzlichst für meine Theilnahme, bäte mich jedoch, meine Besuche nicht zu wiederholen, da er sich fest vorgenommen habe, mit keinem Mitglied seiner Familie in Verkehr zu treten, ehe er nicht die Verzeihung seines Vaters erlangt und von diesem in die Heimath zurückberufen worden sei."

Ein laut über die Straße hinrasselnder Lärm verursacht Lodrin, den Kopf nach dem Fenster zu drehen. „Eine Feuerspritze", ruft er aus.

„Feuerspritzen sind in Paris kein aufregendes Ereigniß", erklärt Emmerich.

Gewiß, eine Feuerspritze ist kein Ereigniß, aber eine zweite, dritte, fünf hintereinander, und unten stehen die Leute in Gruppen, gestikuliren, Wagen rollen vorbei, in denen ohnmächtige Gestalten liegen, ein junges Mädchen in halb versengten Kleidern rennt unaufhörlich schreiend über die Straße.

„Es muß etwas Fürchterliches geschehen sein!" ruft Lori.

„Reg' dich doch nicht gleich so auf", ermahnt Emmerich und legt den Finger auf den elektrischen Drücker neben seinem Tintenfaß, worauf er den hereintretenden Kammerdiener fragt: „Wissen Sie, was der Aufruhr unten bedeutet?"

„Zu dienen, Herr Graf", der Kammerdiener ist bleich wie der Tod und seine Knie schlottern. „Zu dienen — der Basar in der Rue Jean Goujon steht in Flammen ..."

Lori stößt einen Schrei aus. „Die Kinder. Die Kinder", schreit sie.

Nur einen Gedanken hat sie: „Die Kinder sind dort!"

Hans, ihr Liebling, und sie erinnert sich noch, daß sie heute gegen Hans unfreundlich war, daß sie ihm beim Abschied die Hand nicht hat reichen wollen.

* * *

Ueber den Park von Krapka rauscht der Regen, die kaum entwickelten grünen Blättchen zittern im Wind, das Wasser läuft in lehmfarbenen Bächen über die Gartenwege und schwemmt den frisch gestreuten Sand mit sich fort. Ein großer Mißmuth liegt über allem, aber durch alles bringt der Hauch des Frühlings. Es ist die Zeit der Entfaltung, die schönste Zeit für die Glücklichen und eine traurige Zeit für Unglückliche, denn der Frühling ist die Zeit der Auferstehung, die Zeit, in der der alte Schmerz aus seinem Grabe steigt.

Graf Albrecht Sensenberg haßt den Frühling. Seine Frau ist im Frühling gestorben, und sein Sohn — ach, wenn der doch auch im Frühling gestorben wäre!

Seit Jahren, seit jener unangenehmen Verwicklung in Rom, die ein entrüstetes Gerede in allen Kreisen von Oesterreich heraufbeschworen hat, ist Nickis Name nie mehr über seine Lippen gekommen.

Max hat ja manchmal versucht, ein Wort für ihn einzulegen, aber jedesmal hat er damit den reizbaren alten Mann so krankhaft aufgeregt, daß er mit der Zeit den Muth dazu verloren hatte. Daß die Stimmung des alten Mannes längst umgeschlagen ist, uno er sich jetzt danach sehnt, daß jemand anfangen möge, mit ihm von Nicki zu reden, erräth der gute Mensch nicht.

Jetzt liest er seinem Vater die Zeitung vor und erntet Undank wie gewöhnlich. Er fordert Erinnerungen damit heraus. Dem Vater die Zeitung vorzulesen hatte sonst — in den schönen, längst verschwundenen Zeiten — zu Nickis Obliegenheiten gehört. Die Zeitung war immer unterhaltend, wenn dieser sie vorlas; wenn nichts Unterhaltendes drin war, komponirte er's hinein, verdrehte die Sätze in irgend einer drolligen Art oder gab einen humoristischen Kommentar dazu.

Max beginnt mit dem Leitartikel, und wenn er nicht unterbrochen wird, liest er das Blatt durch von Anfang bis zu Ende — alles mit tödtender Eintönigkeit.

Der alte Graf räsonnirt sonst die ganze Zeit, heute aber wird er bald unterbrochen, und zwar durch einen heftigen Ausruf des sonst so ruhigen Max. —

„Um Gottes willen, Vater!" —

„Na, was gibt's? Ist Kruschin abgebrannt? Oder ist dem Kaiser etwas zugestoßen", fragt übellaunig der alte Herr.

„Nein — aber die Herzogin von Alençon ist verbrannt!"

„Wo — wie", der alte Herr stampft mit einem Stock, den er neben sich hält, auf die Erde.

„Bei einem Wohlthätigkeitsbasar in Paris — ach — es ist zu gräßlich —". Max hält sich die Hand über die Augen — „ich kann dir's nicht vorlesen!"

„Das ist wirklich unerträglich", ereifert sich der alte Herr — „ein großes Unglück ist geschehen — aber ich kann dir nicht sagen welches — nette Art, einen Menschen zu beruhigen! — Gib die Zeitung her!"

„Ach Gott — es ist ja leider kein ausführlicher Bericht — wenn du willst!" und Max liest eilig das erste Schreckensstelegramm, welches, ohne Einzelheiten auszuführen, einen Umriß von der schauerlichen Katastrophe in Paris entwirft.

„Sensationsnachrichten — Enten — es wird nicht so arg sein.... ist ja gar nicht möglich", brummt der alte Herr. „Sieh im Abendblatt nach —!"

In Krapka, wo die Postverbindung mit den Zentralpunkten der Monarchie eine mangelhafte ist, kommt das Abendblatt immer erst am darauffolgenden Tag.

Mit bereitwilliger, doch etwas ängstlich gehemmter Eile entfaltet Max die Tageszeitung — sein volles, rothes Gesicht verfärbt sich — „Vater — es ist ärger — als man sich's ausdenken kann!"

„Lies.....!"

Er liest — plötzlich springt sein Blick über aus der Schilderung der fürchterlichen Greuel zu einem Absatz, der mit dem in fetter Schrift gedruckten Titel „Tapferkeit eines österreichischen Aristokraten, des Grafen Emmerich Sensenberg, bezeit an der österreichischen Botschaft usw." bezeichnet ist.

Da steht der Bericht von Nickis Heldenthaten, die Art, wie er, von seiner sicheren Rettung abstehend, den jungen Vetter mit sich fortgeschleppt hat — bis zu dem Augenblick, da er den bereits Todtgeglaubten dem Priester übergebend, mit dem ganzen Aufgebot seiner durch die Verzweiflung gestählten Kraft die brennende Bretterwand eingerissen und somit einer großen Anzahl bis dahin hilflos preisgegebener Menschen einen Ausweg gebahnt hat. Die Schilderung ist genau — so genau, wie die Dankbarkeit des geretteten Knaben und die Erinnerung mehrerer Augenzeugen sie festzustellen vermochten — nur der Name des anspruchslosen Helden ist — weiß Gott durch welchen Irrthum — unrichtig angegeben. Mit starrer Aufmerksamkeit horcht der alte Mann dem Bericht, den Max, einer unklaren, heimlichen Eingebung folgend, am liebsten so kurz wie möglich abbrechen möchte. Als Max endlich geendigt hat, folgt ein großes Schweigen. Dann „Bravo! Immer auf dem Posten, Emmerich!" sagt bitter der alte Mann. „Endlich einmal ein Fall, in dem man auf sein Fleisch und Blut stolz sein kann! Freilich nicht auf das allernächste —". Bei diesem etwas ungerechten Ausfall senkt Max seinen geduldigen Kopf. Die Ohren brennen ihm ein wenig, aber er ist Aergeres gewöhnt.

„Hat Paul ein Glück mit seinen Kindern!" fährt Graf Albrecht indessen unbarmherzig fort, „der kann stolz sein, aber ich muß ihm gratuliren — sofort — ihm und Emmerich auch. Wir müssen Emmerich ja auch fragen, ob rings um ihn herum alles gesund ist!" —

Die beiden Telegramme sind abgegangen, vor ein paar Stunden schon. — Das herzliche, aufrichtig anerkennende an Emmerich, das Max aufgesetzt hat, und das von dem alten Herrn selbst entworfene, etwas geschraubte und übertrieben feierliche an den Grafen Paul. Graf Sensenberg sitzt jetzt allein noch immer an dem gleichen Platz wie früher, durch Polster aufgestützt, zu seiner Nachmittagsruhe hergerichtet. Er hat Max weggeschickt, unter dem Vorwand, daß er schlafen möchte.

Er denkt nicht an's Schlafen, wie sollte er — das Zeitungsblatt mit der genauen und schauerlichen Darlegung der angeblich von Emmerich Sensenberg vollbrachten Heldenthat liegt neben ihm — er hat den Absatz so oft gelesen, daß er ihn auswendig weiß. — —

Von draußen dringt der Duft des weißen Flieders über den Hauch des regengetränkten Rasens. — Es hat aufgehört zu regnen, die Wolken verschleiern noch den größten Theil des Himmels — aber gegen Osten zu sind sie zerrissen. Ein Regenbogen spannt sich über die Erde, die Strahlen der noch irgendwo versteckten Sonne strecken sich über den Rasen, leuchtend schimmern die vergoldeten Silhouetten der zart in die blaue Ferne hineingezeichneten Dörfer und Städtchen zwischen weißen Frühlingsblüthen auf — die grünen Blättchen dehnen sich wohlig — in jedem einzelnen Regentropfen spiegelt sich die neue Verklärung der Welt.

Draußen knirscht etwas über den Kies. Er blickt hinaus, sieht den Telegraphenboten auf seinem Velociped. — die Antwort auf das Telegramm nach Paris. Wie lange es dauert, ehe man sie dem Grafen hinaufbringt.

Gewiß eine schlechte Nachricht, die man ihm verbirgt. Dummes Gethue. Er streckt den Arm aus, um den Knopf der elektrischen Klingel zu erreichen. Da tritt Max herein.

„Von Emmerich was?" fragt der Vater kurz.

„Ja!"

„Sind Sie Alle gesund?"

„Ja, ja, Papa! —"

„Hat er sich nicht arg zugerichtet?"

„Nein — nein! Er war's ja überhaupt nicht — Papa — es war — es war ja Nicki — unser armer Nicki! — Aber er ist schwer verwundet — sehr schwer —"

In allen Zeitungen stehen Artikel über Nicki Sensenbergs wundervolle Bravour, über die Geistesgegenwart, mit der er nicht nur seinen jungen Anverwandten, sondern zahllosen fremden Menschen das Leben gerettet hat. Aber während sich so ein leuchtender Sagenkreis um das seit langem schmachgebeugte Haupt flicht, liegt der bescheidene Held des Tages schwer verletzt und bewußtlos darnieder — wie die Aerzte behaupten, hoffnungslos.

Er liegt in seinem freundlichen Schlafstübchen in dem kleinen Hotel auf dem Quai de Billy, das ihm so lange ein liebevolles Obdach gewährt hat. — —

Noch an demselben schrecklichen Abend, da Lori halb irrsinnig von der Brandstätte zurückkehrend, Hans schwindlig von der mühsam überwundenen Ohnmacht angetroffen hat, ist Lori zu dem Schwerverwundeten geeilt. Der Abbé, der Hans zu seinen Angehörigen zurückgebracht, war der Erste, der ihr von Nickis beispielloser Aufopferung erzählt; seitdem hat Hans den Bericht selbst durch allerhand Einzelheiten vervollständigen können — Hans, der in seinem geschwächten Zustand vergehen will vor Reue und Beschämung.

Die Aerzte geben keine Hoffnung, aber Lori hofft unentwegt — während sie am Bett neben dem blaß und reglos hingestreckten, kaum athmenden, in Watte gepackten Körper sitzt und auf den Augenblick harrt, da in diesem Körper das Bewußtsein zurückkehrt.

Sie pflegt ihn nicht — dazu ist die Nonne da — sie sitzt nur neben ihm und wartet — wartet, bis der Kranke die Augen aufschlägt. Wird er sie noch einmal aufschlagen? Die Aerzte sagen, es sei möglich, kurz vor dem Tod. Dann aber — er soll nicht einsam hinüberschauen — nein — und vielleicht hat er ein letztes Wort für seinen Vater auf dem Herzen — ein Wort, das er nur ihr anvertrauen kann.

Hugo Lodrin, der sich ihrem Vorhaben nicht widersetzen konnte — man hätte sie in Eisen schlagen müssen, um sie davor zu bewahren, behauptete er noch um vieles später — hat die erste Nacht mit ihr bei dem Sterbenden gewacht. Den nächsten Abend ist Pips, durch die Zeitungen von Nickis Verwundung unterrichtet, herbeigeeilt. Geduldig erwartet er mit Lori eine letzte Aeußerung aus dem Mund des mit dem Tod ringenden Freundes.

Und wenn es Lori freut inmitten all ihrer schweren Sorgen, wie hoch Nicki von einem Augenblick zum andern in den Augen seiner ehemaligen Welt gestiegen ist, erfüllt es sie andererseits mit Stolz, zu erfahren, wie hoch er außerhalb der kleinen Welt, aus der er durch eine harte Schicksalsfügung verstoßen worden, schon längst in der Achtung aller gestanden hat.

Das kleine Gasthaus am Quai de Billy wird alle Tage bestürmt von Menschen, die wissen möchten, wie's um den Grafen steht.

Die Beweise, nicht nur für den Edelmuth, sondern für seinen außergewöhnlichen, jahrelangen Kampf mit dem Leben häufen sich zu sehr, als daß „die Welt", seine ehemalige Welt, sich ihnen nicht fügen müßte. Sie befindet sich übrigens in kleinlauter Stimmung und hat ihre guten Gründe dazu in den Tagen, die auf die Katastrophe in der Rue Jean Goujon folgen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die „Welt", wie man so sagt, eine Niederlage erlitten hat. Die Geistesgegenwart der Frauen, die Ritterlichkeit der Männer haben versagt. Es ist das Volk, das seinen Ehrentag gefeiert hat am 5. Mai in der Rue Jean Goujon.

Man berichtete zahllose Fälle, wie Diener mit unvergleichlicher Kaltblütigkeit mitten aus der drohendsten Gefahr ihre Herrinnen gerettet haben, wie Arbeiter mit imponirender Umsicht in der sie umgebenden Rathlosigkeit einen Weg aus den Flammen hinauszubahnen wußten, wie Nonnen ihren kleinen Schützlingen hinausgeholfen haben, ehe diese Zeit gefunden, sich zu fürchten.

Unter diesen Umständen ist es wohl kein Wunder, wenn die „Welt" sich mit Begeisterung dem armen, von ihr lange grausam verstoßenen Nicki Sensenberg zuwendet — um ihn von einem Augenblick zum andern auf den Schild zu heben.

Unter den vielen Beweisen rückhaltloser Theilnahme, die täglich für ihn einlaufen, ist der ausschlaggebendste am dritten Tag nach der Katastrophe angelangt. Ein Telegramm von Nickis Vater, das voll zärtlicher Uebertreibungen und verschwenderischer Ausführlichkeiten ist, und an dem die letzten schlichten Worte das Rührendste und Entscheidendste sind. „Ich leider reisefähig — Max unterwegs — wann Hoffnung, meinen armen, heldenmüthigen, mißverstandenen Buben nach Hause nehmen zu können?"

Hoffnung, ihn nach Hause nehmen zu können? Die Aerzte geben überhaupt keine mehr. — Das Fieber liegt — das Gesicht Nickis ist blauroth — sein Athem kurz und keuchend.

Vor zwei Stunden hat ihn ein Priester mit der letzten Oelung versehen.

Am Fußende des Bettes sitzt Pips, ganz vernichtet von Schmerz, die Zähne in die Unterlippe gegraben, die Hände krampfhaft gefaltet; im Nebenzimmer betet die Nonne den Rosenkranz und wartet, bis man sie ruft. Am Kopfende sitzt Lori, starr und gefaßt in ihrer grenzenlosen Verzweiflung — das erlösende Telegramm vor sich ausgebreitet auf den Knien. Soll er denn wirklich sterben, ohne die Frucht seiner jahrelangen Ausdauer geerntet zu haben.

Jetzt ist Pips eingeschlafen. — Lori wacht — die Nonne ist da gewesen — Lori hat sie gebeten, den Schirm von der Lampe zu entfernen, damit sie die Züge des Kranken besser sehen kann. Nach aufmerksamer Prüfung schüttelt die Nonne den Kopf: „Es — kommt —", murmelt Lori tonlos.

„Nein — es geht besser —".

„Das ist manchmal so vor dem Ende", flüstert Lori.

„Nein — nein, das ist etwas anderes. Es geht besser — entschieden — es ist ein Wunder geschehen!" murmelt die Nonne. Und den Rosenkranz noch immer zwischen den Händen, verläßt sie mit ihrem lautlosen Schritt das Zimmer.

Der Morgen bricht an. Ein nüchternes, glanzloses Licht mischt sich in die grüne Dämmerung; als das Licht sich rosig zu färben beginnt, schlägt der Graf die Augen auf. Sein Blick flattert unsicher herum wie ein matter Vogel, der seiner Flügel nicht sicher ist. Endlich ruht er aus auf der hellen Gestalt neben seinen Kissen. Er hält sie für ein Traumbild, möchte sie betasten, um sich von ihrer Greifbarkeit zu überzeugen. Aber seine Hände und Arme liegen bis über den Ellbogen, in Watte verpackt, steif und hilflos auf der weißen Flanelldecke.

Sein Bewußtsein besinnt sich mühsam, scheint sich in einer Frage zusammenfassen zu wollen, die seine Lippen nicht formuliren können. — Endlich murmelt er: „Ich bin verunglückt bei dem Brand — was macht Hans?"

„Es geht ihm den Umständen nach — seine Nerven sind noch angegriffen — die Aerzte verlangen absolute Ruhe — er kann den Augenblick nicht erwarten, bis er zu dir darf, dir die Hand küssen. —"

„Mir die Hand küssen — Dummheiten!" Er schüttelt den Kopf, „bin froh, daß er davon gekommen ist, wär' schad' gewesen um ihn", fügt er kaum verständlich hinzu.

Lori ist zu Muthe, als legten sich ihr eiserne Klammern um die Handgelenke — sie weiß nicht, was sie thun soll, weiß nicht, ob sein Fassungsvermögen langt, den Reichthum zu begreifen, den das ihm gegenüber so karge Schicksal ihm plötzlich zu Füßen gelegt hat. Das Telegramm knistert zwischen ihren Händen. Es ist Nickis Erlösung, die sie in den Händen hält — seine Begnadigung und Befreiung — und sie muß zögern, sie ihm mitzutheilen, weil sie fürchtet, durch die heftige Gemüthserschütterung das schwankende Flämmchen zu erlöschen, das sich aus seiner müden Seele herausgerungen hat.

„Nicki —", flüstert sie.

Von neuem öffnet er die Augen, diesmal fällt sein Blick auf den in seinem Lehnstuhl zu Füßen des Bettes zusammengekauerten Mann. „Pips", murmelt er.

„Er ist von London herübergekommen, um dich zu pflegen!" erklärt Lori.

„Der alte, gute Pips. — Es muß sehr schlecht um mich stehen!" fügt er hinzu, „sonst, sonst wärest du wohl nicht hier, Lori."

„Es hat sehr schlecht um Dich gestanden — aber jetzt geht's besser!"

„Besser — muß es besser gehen? Ach, laßt mich doch endlich sterben! Ich bin müd und schlaftrunken — laßt mich hinüberdämmern, Dein liebes Geschichtchen vor den Augen, Deine weiche Stimme im Ohr! — Das Sterben wird mir nicht schwer fallen — und das Weiterleben wird entsetzlich sein —"

„Entsetzlich? — Nicki — jetzt, wo alle Deine Freunde zu Dir zurückgekehrt sind, wo die ganze Welt einmüthig Deinen Heldenmuth preist!"

„Heldenmuth — Dummheiten — das Gethu dauert, so lange sie mich sterbend glauben. Sobald ich wieder auf den Beinen stehen kann, fängt die alte Sache von Neuem an — ein wenig höflicher — derachten werden sie mich vielleicht, wenn's hoch hergeht." Von Neuem packt ihn der Schwindel, er schließt die Augen.

(Schluß folgt.)

— **Aus den Memoiren eines Kellners.** Die größten Trinkgelder geben die, die selber welche empfangen.

## Ohrenklingen.

Von Georg Gerves.

Wer denkt an mich, wer denkt an mich?
Sollt' es die Freude sein?
Die Freude, die so lange sich
Verborgen hat, sie denkt an mich? —
Es muß die Freude sein,
Der Klang, er klingt so rein.

Wo wohl die Freude weilen mag?
Gewiß in weiter Fern'.
Ich sah sie nicht um Jahr und Tag,
Es hörte nicht Gebet und Klag'
Die Freude in der Fern' —
Und ich hatt' sie so gern.

Jetzt klingt sie durch das Ohr mich an,
O süßer, süßer Klang!
Sagst, Freude, du dein Kommen an?
Komm, komm. Und ich empfang dich dann
Mit jubelndem Gesang,
Nach dieser Trennung lang.

Mein Ohr erklingt, wer von mir spricht?
Sollt' es die Sorge sein?
Nein, nein, die Sorge klinget nicht,
Sie krächzt nur, wenn sie mit mir spricht.
Der Klang, er klingt so rein,
Es muß die Freude sein.

## Gemeindetrinken.

Wie in einem russischen Bauerndorfe Branntwein gezecht wird, schildert der russische Schriftsteller Uspensky in anschaulicher Weise. Auf das System des Trinkens haben die Bauern — so erzählt er — unendlich mehr Scharfsinn und Verstand verwendet, als sie sonst je für eine Gemeindeangelegenheit übrig haben. Unbeschadet des Branntweingenusses des einzelnen, steht das Gemeindetrinken in großem Ansehen und derjenige, welcher der Gemeinde am häufigsten die Gelegenheit dazu verschafft, gilt als kluger und wohlwollender Mann, selbst wenn er dabei zu Mitteln greift, die nicht ganz frei von Gewaltsamkeit sind. Da hat z. B. der Müller die Absicht, Mehl nach der Stadt zu fahren und findet plötzlich die Landstraße tüchtig verrammt. Was thut's? Um das Hinderniß rasch aus dem Wege zu räumen, versteht er sich zu einer Spende Branntwein an die Gemeinde.

Nun hebt das Zechen an, aber durchaus nicht planlos, sondern nach einem scharfsinnigen und gerechten System. Zunächst sind die offiziellen Persönlichkeiten und Dorfältesten bei solchem Gelage vertreten. Aber flugs hat man berechnet, wieviel rechtgläubige Christen sich nach der Menge des gestifteten Rasses sonst noch in wohlgeordneter Weise betrinken können; nach einem allgemeinen Ueberschlage können vielleicht achtzig Bauern hinzugezogen werden, wenn auf den Kopf zwölf Glas kommen, — es wird dabei immer eine Summe angenommen, die unter allen Umständen betrunken macht. Also achtzig Bauern mit zwölf Glas. Nun hat es die Natur aber weise und gütig eingerichtet, daß es Leute gibt, die nur acht Glas vertragen können, und daß besondere Schwächlinge sicher schon beim sechsten Glas unter den Tisch fallen. Diese kennt man natürlich und hat mit ihnen gerechnet, so daß die Ersatzmannschaften im geeigneten Augenblick alsbald zum Einspringen bereit sind. Bei einer größeren Spende sind deshalb die gesammten Dorfbewohner von Anfang an als Zuschauer anwesend und harren der Stunde, wo ihnen das Glück lächelt. Bisweilen ist genügend Schnaps vorhanden, daß sich das ganze Dorf drei Tage und drei Nächte lang betrinken kann. Man kann sich den fürchterlichen Katzenjammer und die sonstigen Folgen eines solchen Rausches leicht ausmalen.

## Die ältesten Ruinen.

Die ältesten architektonischen Ruinen der Erde sollen die aus dem Felsen gemeißelten Tempel von Ipsambool, am linken Nilufer in Nubien, sein. Der größte dieser uralten Tempel enthält vierzehn, alle aus dem festen Gestein ausgearbeitete Abtheilungen. Der größte Einzelblock, der hier mit zur Verwendung kam, ist einer, der eine verandenähnliche Verlängerung des Haupttempels bildet. Dieser ist 17 1/3 Meter lang, 15 8/10 Meter breit und 5 1/5, nach anderer Angabe 5 8/10 Meter dick. Dieser kolossale Stein wird von zwei Reihen massiver, viereckiger Pfeiler von 9 1/7 Meter Höhe, in jeder Reihe vier, getragen, und an jedem Pfeiler ist eine Menschengestalt in übernatürlicher Größe, vom Boden bis zur Decke reichend, ausgemeißelt. Vor der Front des Haupttempels sitzen noch vier andere Kolossalfiguren, deren zwei größte fast 23 Meter hoch sind. Die Ruinen sollen ein Alter von 4000 Jahren haben.

— **Ahnungsvolle Logik.** Vater: „Wirklich unverschämt von dem Bengel, an mich mit Bleistift zu schreiben — mag wieder mal schön in der Tinte sitzen!"

— **In den Flitterwochen.** Frau: „Ach, Männchen, der Rostbraten ist heute furchtbar zäh!" Mann: „O, die Liebe wird ihn doch zerreißen!"

— **Kindermund.** Fritz geht im zoologischen Garten an den Raubthierkäfigen vorüber. Er betrachtet aufmerksam die paarweis eingesperrten Bestien; vor einer alten Löwin, die sich allein in einem Käfig befindet, sagt der Stolz der Familie: „Nicht wahr, Muttchen, die ist sitzen geblieben!"

## Für die Küche.

**Makkaronispeise mit Schinken.** Ein Pfund Makkaroni werden in fingerlange Stücke gebrochen, in siedendes Salzwasser gegeben und so lange gekocht, bis sie fast weich sind. Darauf hebt man sie mittelst eines Siebes heraus und übergießt sie mit kaltem Wasser. Eine gute ausgebutterte Steingutschüssel füllt man zur Hälfte mit Makkaroni, gibt drei Hände voll geriebenen Schweizerkäse und danach 3/4 Pfund in Würfel geschnittenen mageren gekochten Schinken darüber. Nun kommt die zweite Hälfte der Makkaroni darauf und abermals der geriebene Käse in gleicher Menge. Man verquirlt nun in einer Obertasse voll guter Milch zwei ganze Eier und eine reichliche Prise Salz, gießt diese Mischung darüber und backt das Ganze in gut geheizter Röhre so lange, bis sich obenauf eine hellbraune Kruste bildet. Doch legt man einen Ziegelstein unter, um erstens mehr Oberhitze zu erzielen, zweitens das Springen der Schüssel zu verhüten. Das Gericht ist wohlschmeckend und sehr gesund.

**Gebackenes Sauerkraut mit Schinken.** Eine Puddingschüssel wird mit Fett ausgestrichen. Dann legt man eine gute fingerdicke Schicht rohes Sauerkraut hinein, streut einige Fettstückchen darauf, fügt eine Schicht geschälter, feinscheibig geschnittener Aepfel hinzu, die mit einer Schicht dünner roher Schinkenscheiben oder Scheiben von durchwachsenem Speck bedeckt werden, und fährt so fort, bis die Schüssel fast gefüllt ist. Die oberste Schicht muß Sauerkraut bilden, welches dann mit fetter saurer Sahne begossen wird. Das Gericht muß zwei bis drei Stunden im Ofen backen.

**Chokolade-Custard.** In einem Quart Milch löst man eine Tasse Zucker auf, läßt dies während des Lösens heiß werden und rührt damit 2 Unzen Chokolade an. Vier Eier werden schaumig gekleppert und langsam dazu gerührt, dann würzt man mit etwas Vanille. So wird die Masse entweder in eine Tasse oder in eine Puddingschüssel gefüllt und in einen sehr heißen Ofen gethan, der für die ersten 20 Minuten nicht geöffnet werden sollte. Nachher aber muß man sehr vorsichtig sein, daß man den richtigen Zeitpunkt trifft. Man versucht es mit einem Druck mit dem Stiel eines Theelöffels auf die Mitte des Custards. Fühlt sich der letztere fest an, so ist er fertig.

**Panierte Kartoffeln.** Dazu wählt man nicht allzu große und recht gleichmäßige Kartoffeln, die in der Schale gekocht und — abgegossen — sofort schnell abgeschält, dann in geschlagenem Ei und geriebener Semmel gerollt, nebeneinander in heißes Fett gelegt und schön goldgelb gebacken werden.

**Wildgeflügelsuppe.** Man löst von übrig gebliebenen Rebhühnern das Fleisch ab und stellt es beiseite, die Knochen zerstoßt man im Steinmörser. In einem Stück zerlassener Butter dünstet man einige Schalotten, ein Stückchen zerschnittene Sellerieknolle, eine zerschnittene Mohrrübe, 2 Unzen würfelig geschnittenen mageren Speck (durchwachsenen Speck), 1/2 Lorbeerblatt und ein Kräutersträußchen bräunlich, gießt die zerstoßenen Knochen und Abfälle dazu, läßt es unter beständigem Rühren durchschmoren, gießt nach und nach so viel leichte Fleischbrühe (im Nothfall kochendes Wasser mit Butter) hinzu, als man Suppe braucht, und läßt alles zusammen noch eine Stunde langsam kochen. Dann rührt man die Suppe durch ein Sieb, verkocht sie mit etwas in Butter braun geröstetem Mehl, fügt Salz und Pfeffer dazu und würzt zuletzt mit einem kleinen Glas Madeira oder Rothwein. Dann darf die Suppe nicht wieder kochen, sondern nur kochend heiß werden. In die Terrine hat man indessen in Butter braun geröstete Semmelscheiben und die feingeschnittenen Fleischabfälle gethan und gießt die Suppe darüber.

**Mecklenburger Knackwurst.** Ein Theil gut gekochtes Schweinefleisch, der Speck größtentheils abgeschnitten, wird recht fein gehackt, mit Salz, Pfeffer, Nelkenpfeffer, Muskatblüthe, feingehackter Citronenschale gewürzt, gut durchgemengt, in saubere, dünne Därme gefüllt, 1/4 Stunde gekocht, in kaltes Wasser getaucht und nach dem Erkalten an einen luftigen, frostfreien Ort aufgehängt.

**Kroketts von Kalbsnieren.** Man schneidet gebratene Kalbsnieren und, wenn man sie hat, einige Stückchen Kalbsbraten in Würfel und mischt sie mit gehackter Zitronenschale, etwas geriebener Muskatnuß, Salz und Pfeffer, nach Belieben auch mit einigen fein gehackten Sardellen. Inzwischen kocht man aus einem bis zwei Löffeln in Butter gar gedünstetem Mehl, etwas übriggebliebener Kalbsbratensauce oder dem Bratensaft, in welchem die Niere gebraten wurde, und dem Saft einer Citrone eine dicke Sauce, die man mit zwei Eigelb abzieht und mit der man die Fleischwürfel gut vermischt. Sobald die Masse erkaltet ist, formt man längliche, abgeplattete Klöße davon, wendet sie in Ei und Semmel und brät sie in gebräunter Butter zu schöner Farbe.